

ANN GRANGER  
Mord ist aller  
Laster Anfang

◆ EIN FALL FÜR MITCHELL UND MARKBY ◆



**SPIEGEL**  
**Bestseller-**  
**Autorin**

lubbe

# Inhalt

Cover  
Über dieses Buch  
Über die Autorin  
Titel  
Impressum  
Widmung  
KAPITEL 1  
KAPITEL 2  
KAPITEL 3  
KAPITEL 4  
KAPITEL 5  
KAPITEL 6  
KAPITEL 7  
KAPITEL 8  
KAPITEL 9  
KAPITEL 10  
KAPITEL 11  
KAPITEL 12  
KAPITEL 13  
KAPITEL 14  
EPILOG

# Über dieses Buch

Der verkrümmte Leichnam einer Siam-Katze und die des dazugehörigen Besitzers: Das ist Meredith Mitchells erster Eindruck von dem kleinen Städtchen Westerfield, wo sie eigentlich nur an der Hochzeit ihrer Nichte teilnehmen wollte. Nun aber wird sie in einen komplizierten Mordfall verwickelt und beginnt auf eigene Faust zu ermitteln - sehr zum Missfallen von Inspektor Markby, der sich nicht nur beruflich für Meredith interessiert. Mord ist aller Laster Anfang ist der Auftakt einer Reihe von Kriminalromanen im klassisch englischen Stil um das lebenswerte Detektivpaar Meredith Mitchell und Alan Markby.

# Über die Autorin

Ann Granger war früher im diplomatischen Dienst tätig. Sie hat zwei Söhne und lebt heute mit ihrem Mann in der Nähe von Oxford. Bestsellerruhm erlangte sie mit der Mitchell-und-Markby-Reihe und den Fran-Varady-Krimis. Nach Ausflügen ins viktorianische England mit den Kriminalromanen »*Wer sich in Gefahr begibt*« und »*Neugier ist ein schneller Tod*« knüpft sie mit »*Stadt, Land, Mord*«, dem ersten Band der Reihe um Inspector Jessica Campbell, wieder unmittelbar an die Mitchell-und-Markby-Reihe an.



Kriminalroman

Aus dem Englischen von  
Edith Walter

lÜbbe

Vollständige E-Book-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Für die Originalausgabe:

Copyright © 1991 by Ann Hulme  
Titel der englischen Originalausgabe: »Say it with Poison«

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
Copyright © 1999 und 2022 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Titelillustration: © GlobalP/iStock/Getty Images Plus; BackyardProduction/  
iStock/Getty Images Plus; janssenkruseproductions/iStock/  
Getty Images Plus; eugenesergeev/iStock/Getty Images Plus; Sofya  
Ivanova/iStock/Getty Images Plus  
Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München | [www.guter-punkt.de](http://www.guter-punkt.de)  
eBook-Produktion: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-8387-0605-4

[luebbe.de](http://luebbe.de)  
[lesejury.de](http://lesejury.de)

Für John



## KAPITEL I

Der Lift ging schon wieder nicht. Meredith Mitchell starrte ihn wütend an – sie war müde nach einem anstrengenden Tag, zerknittert von der Heimfahrt in einer überfüllten Straßenbahn und staubig von dem Gang durch die sonnigen Straßen. Dass der Lift nicht funktionierte, war weder neu noch überraschend. Er war ein Museumsstück mit reich verzierten Gitterstäben und sah aus wie ein Affenhaus im Privatzoo eines viktorianischen Sammlers. Die Gitterstäbe liefen an der Spitze in metallene Laubverzierungen aus, die stolz zur Schau gestellte Fördervorrichtung mit Tragseil, Steuerseil und Führungsschiene glich einem der technischen Geräte aus dem »Jahrbuch für Jungen«. An einem der metallenen Akanthusstiele war eine Metalltafel befestigt, auf der eine Inschrift auf Deutsch verkündete, dass dieser Lift in der Blütezeit der österreichisch-ungarischen Monarchie eingebaut worden war. Irgendein Witzbold hatte, vermutlich von einer Reise nach Wien, eine Ansichtskarte mit dem Porträt von Kaiser Franz Joseph mitgebracht und in die Liftkabine geklebt. Dort blieb sie hängen und wurde von dem betagten ungarischen Hausmeister mit jener Ehrfurcht behandelt, die normalerweise Heiligenbildern vorbehalten bleibt. Meredith schnitt dem schnurrbärtigen alten Kaiser in dem blauen Militärmantel mit

Messingknöpfen eine Grimasse. Heute hatte Seine Kaiserliche Majestät den Lift ganz für sich allein.

Sie nahm ihre Aktenmappe auf und begann die sanft geschwungene steinerne Treppe zu erklimmen, wobei sie sich müde am Treppengeländer abstützte. Obwohl überall die Farbe abblätterte, unter der Decke Spinnweben hingen und man den Eindruck hatte, dass das ganze Gemäuer allmählich zu Staub zerfiel, besaß der Wohnblock noch etwas von der Eleganz des Fin de Siècle: Die Treppe, über die Meredith sich jetzt zur dritten Etage hochschleppte, war breit genug für Krinolinen. Aber die Heizung arbeitete nur selten richtig, die Installationen waren abenteuerlich, im Keller gab es Ratten, und manchmal nahm eine von ihnen die falsche Abzweigung und verirrte sich in eines der oberen Stockwerke. Meredith hatte einmal spät abends die Wohnung verlassen und auf der Türschwelle eine Ratte gefunden, die sich den Bart putzte. Dennoch liebte sie das Haus und beneidete die anderen Konsulatsangestellten nicht um ihre moderneren Wohnungen in den seelenlosen Betonbauten draußen in der Wildnis der neuen Vorstädte. Es rückte die Dinge in die richtige Perspektive; es blinzelte dem Besucher verschwörerisch und ein bisschen durchtrieben zu wie ein welker alter Beau, der noch nicht allen Schneid verloren hat. Die Zeit sorgt schließlich immer auf die eine oder andere Weise dafür, dass unsere Ambitionen nicht in den Himmel wachsen.

Endlich stand sie vor ihrer Tür – ein wenig außer Atem und ins Schwitzen geraten in dem stickigen Treppenhaus. Marija, die Putzfrau, war heute hier gewesen und hatte den Messingbriefkasten, auf dem noch in verblasster gotischer Schrift das deutsche Wort »Briefe« stand, auf Hochglanz poliert. Natürlich machte sich heute kein Postbote mehr die Mühe, seine Tasche mit den Briefen hier heraufzuschleppen. Er warf die Post in die nummerierten Metallkästen, die unten in der Vorhalle an der Wand hingen. Das heißt, die Post der anderen Leute. Merediths

private Post, sofern sie welche erhielt, kam in einem Leinensack zusammen mit der Diplomatenpost, die regelmäßig vom Kurierdienst zugestellt wurde. Tatsächlich aber kam es nur selten vor, dass sie überhaupt private Briefe erhielt.

Die Leute daheim vergessen einen zwar nicht, wenn man mehrere Jahre im Ausland gearbeitet hat, aber die Verbindung aufrechtzuerhalten wird immer schwieriger. Das zumindest sagte sich Meredith. Die Lebenswege verlaufen in unterschiedlichen Richtungen, und wenn man immer weniger gemeinsam hat, verliert man sich schließlich aus den Augen. Merediths Eltern lebten nicht mehr, und sie hatte weder Bruder noch Schwester. Sie korrespondierte, mit zeitweiligen Unterbrechungen, mit zwei alten Schulfreundinnen – eine von ihnen hatte letzte Weihnachten keinen Brief geschrieben, nur eine Karte geschickt, und zum nächsten Weihnachtsfest würde wahrscheinlich auch die ausbleiben –, aber beide waren verheiratet, hatten sich um eine immer größer werdende Kinderschar zu kümmern und nahmen ganz richtig an, dass Meredith an einer minutiösen Schilderung ihres Familienalltags nicht interessiert sein würde. Ihre einzige nahe Verwandte, eine Cousine, war zugleich die Einzige, die nicht unter diese Kategorie fiel. Eve Owens führte ein abwechslungsreiches Leben, in dem die häuslichen Dinge stets eine geringere Rolle spielten als die Ereignisse in dem Bereich, den sie »das Business« nannte. Sie beide schafften es, in Verbindung zu bleiben. Gerade noch. Ob es gut war, war eine andere Sache.

Heute war ein Brief eingetroffen, der Meredith mit Freude, aber auch mit Unbehagen erfüllte. Neuigkeiten von Eve zu erfahren brachte sie immer etwas durcheinander. Sie rührten alte, halb versunkene Erinnerungen wieder auf, die man am besten ruhen lassen sollte. Toby Smythe, der Vizekonsul, der die private Post immer als Erster durchsah, hatte ihn mit einem bedeutsamen »Hier, der ist offenbar für

Sie!« zu Meredith hineingebracht, was daran lag, dass Eve unbedacht ihren Namen und ihre Adresse auf die Rückseite des Couverts geschrieben und Toby beides gelesen hatte. Neugierige Fragen brannten ihm auf den Lippen, doch der stählerne Blick aus Merediths Augen hinderte ihn daran, sie zu stellen – vorläufig. Sie hatte den Brief mit einem knappen »Danke« entgegengenommen und ihn auch nicht geöffnet, nachdem Toby sich widerwillig verzogen hatte. Sie legte ihn auf ihren Schreibtisch und betrachtete ihn eine Weile, bevor sie ihn, noch immer ungeöffnet, hastig in die Tasche stopfte. Als sie jetzt nach ihrem Schlüssel suchte, brachte sich der Brief, als ihre Finger ein knisterndes, steifes Etwas streiften, wieder in Erinnerung.

»Du wartest noch ein bisschen«, sagte Meredith lautlos zu dem Brief. Sie schloss auf und betrat die Wohnung. Marija war selbst nicht mehr da, hatte aber den Geruch von Bohnerwachs zurückgelassen. Meredith ließ die Tasche fallen, hängte den Mantel auf und ging in die Küche, um den Kessel aufzusetzen. Wie für Wohnungen aus dieser Epoche typisch, war jeder der Wohnräume riesig, die Küche hingegen eine winzige Kombüse mit Marmorfußboden, wo die Köchin, kaum imstande, sich umzudrehen, geschwitzt hatte, während die Familie in dem weiträumigen Salon saß und sich von einem Ende zum anderen nur schreiend verständigen konnte. Meredith ließ sich Zeit, trödelte herum und strich sich ein Erdnussbuttersandwich, das sie gar nicht wollte. Endlich trug sie Brief, Tee und Sandwich in das geräumige Wohnzimmer und stellte das Tablett auf ein modernes, protziges hölzernes Möbelstück, das den offiziellen Stellen wohl als angemessene Investition erschienen war. Der Augenblick, den sie so lange hinausgeschoben hatte, war da. Sie setzte sich in den letzten Glanz der Abendsonne, musterte den glatten elfenbeinfarbenen Umschlag mit einem misstrauischen Blick und machte ihn auf.

Kein Wunder, dass er so steif war. Er enthielt einen Brief und eine Karte. Die Karte war, wie sich bald herausstellte, eine geschmackvoll gravierte Hochzeitseinladung. Einen Moment dachte Meredith, Eve wolle sich kopfüber in die vierte Ehe stürzen, doch bei einem schnellen Überfliegen der Karte sah sie, dass Sara, Eves Tochter und Merediths Patenkind, die Braut war.

Von Neuem rief ihr aufwallendes schlechtes Gewissen die ferne Erinnerung an eine kalte Kirche und ein wimmerndes Baby in ihr wach. Vor ihrem inneren Auge erschien Eve, jung, hübsch und auf eine bezaubernde Weise mütterlich. Neben ihr stand Mike, der stolze Vater – er war ja so stolz auf seine winzige Tochter gewesen. Es hatte, außer Meredith, noch zwei weitere Paten gegeben, doch ihre Namen hatte sie vergessen. Sie war eine sehr junge Patin gewesen, und das Ereignis hatte schwer auf ihren Schultern gelastet. Sie hatte eine furchtbare Verantwortung gespürt. Und das Gefühl einer Schuld hatte an ihr gezehrt – einer Schuld, die sie dazu trieb, Eve, die sie in Wirklichkeit doch sehr liebte, hassen zu wollen. Sie war in jenem ganz besonderen Fegefeuer der Jugend gefangen, in Gefühle verstrickt, die sie erschreckten, die sie nicht verstand, die sie gleichzeitig himmelhochjauchzend und zu Tode betrübt machten. Sie hatten ein bezauberndes, nach außen hin harmonisches Trio abgegeben, die hübsche Ehefrau und Mutter, ein schönes Baby und der stolze junge Vater und Ehemann. Meredith hatte ihnen direkt gegenübergestanden, an eine Säule gedrückt, sich hinter dem hohen gemeißelten Taufbecken aus Stein verbergend, sie hatte sterben, in die holprigen Steinplatten versinken wollen, die den Fußboden der uralten Kirche bildeten, sie wäre am liebsten direkt hinabgesunken in die darunterliegende Krypta, um sich dort den Toten zuzugesellen, die aller fleischlichen Pein entronnen waren. Damals hatte sie geglaubt, der schlechteste Mensch auf Erden zu sein.

Der Vikar stellte den Paten die übliche Frage: »Wollt ihr, im Namen dieses Kindes, dem Teufel und all seinen Werken widersagen, dem eitlen Pomp und falschen Glanz dieser Welt mit all ihren Begierden und den Begierden des Fleisches, auf dass ihr ihnen weder folgen noch euch von ihnen leiten lassen werdet?« Obwohl sie sich noch so sehr anstrengte, es zu verhindern, war ihr Blick in die Höhe gezogen worden, sie war, über das Taufbecken hinweg, Mikes Augen begegnet und hatte das Gefühl gehabt, dass alles, was in ihrem Herzen war, ihr jetzt wie ein Brandzeichen auf der Stirn stehen musste, so dass alle es lesen konnten.

»Antworte!«, hatte sie der Vikar unwirsch aufgefordert.

Undeutlich hatte sie gemurmelt: »Ich widersage« und konnte bis zum heutigen Tag nicht verstehen, warum nicht sofort ein Blitzstrahl sie getroffen und getötet hatte, dort, auf den abgetretenen Steinplatten. Sogar jetzt, mit Eves Brief und Karte in der Hand, war ihr, als könne sie das Kerzenwachs riechen und die erdige Feuchte, die in alten Steinen sitzt, und den Staub in den Bettkissen. Sie hörte im Geist das Wasser spritzen, das weitärmelige Chorhemd des Priesters rascheln und das überraschte, leise Piepsen des Kindes in seiner Armbeuge.

Zuweilen, sagte Meredith sich später, wächst man aus der jugendlichen Verwirrung heraus, manchmal aber reift sie zu einer Verwirrung heran, die noch im Erwachsensein Bestand hat, und man kann sich ihr nur entziehen, indem man flieht. Einen anderen Ausweg gibt es nicht. Zu gegebener Zeit nahm Meredith ihr Wanderleben auf. Von Posten zu Posten, von Land zu Land. Jetzt war sie hier, britische Konsulin, fünfunddreißig Jahre alt und sehr gut in ihrem Job. Meredith, so sagten alle, ist eine Karrierefrau. Aber sie war auch ein Flüchtling.

Das Schicksal hat jedoch die hässliche Unart, sich an unsere Rockschoße zu hängen. Jetzt war der wimmernde Säugling zur Frau herangewachsen und wollte heiraten.

Das boshafte Schicksal musste auf diesen Tag gewartet haben und führte jetzt, während es Meredith mit einem höhnischen Grinsen beim Lesen der Karte zusah, in der Ecke des Wohnzimmers einen gespenstischen kleinen triumphalen Tanz auf. Und es war, unleugbar, ein ziemlicher Schock, so plötzlich festzustellen, wie schnell die Jahre verflogen waren.

»Mann«, murmelte Meredith, »wie alt ist sie eigentlich?« Sie zählte schnell mit den Fingern nach. Neunzehn. »Verdammt, ich hab ihr zum Achtzehnten kein Geburtstagsgeschenk geschickt. Wann feiert man jetzt seine Großjährigkeit? Mit achtzehn oder einundzwanzig? Ich werde ihr etwas unglaublich Tolles zur Hochzeit schenken müssen. Wen um alles in der Welt heiratet sie überhaupt?«

Eine genauere Inspektion der Karte enthüllte, dass es sich um einen gewissen Jonathan Lazenby handelte. Wegen des Hochzeitsgeschenks würde sie sich von Eve beraten lassen müssen. Das Letzte, was sie ihrer Erinnerung nach ihrem Patenkind geschickt hatte, war ein Kinderbuch gewesen. Sie begann den Brief zu lesen.

*Du wirst doch versuchen zu kommen, nicht wahr, Merry? Eves ausladende Handschrift schwankte, mal nach links, mal nach rechts kippend, über die Seite, fiel hin und wieder sogar über den Rand und ließ dann Worte auf eine kuriose Weise unvollendet. **Wir sind eine so kleine Familie. Wir haben überhaupt keine richtigen Verwandten, und die Lazenbys werden vermutlich in Armeestärke auftreten. Es wird eine ganz bescheidene Hochzeit, nur Familie, weißt du, und es wäre Sara peinlich, wenn unsere Seite der Kirche leer bliebe. Sie heiratet in unserer kleinen Dorfkirche, die praktisch nicht mehr benutzt wird und eigens geöffnet werden muss. Ich hoffe sehr, es riecht nicht muffig nach feuchten Kniekissen. Die Kirche hat hübsche bunte Glasfenster und wird sich auf den Hochzeitsfotos bestimmt gut machen. Zu Mikes Familie habe ich den***

*Kontakt völlig verloren. Ich hätte ihn wohl aufrechterhalten sollen, nehme ich an, um Saras willen, aber so, wie die Dinge endeten, habe ich es nicht getan. BITTE KOMM AUF JEDEN FALL!*

»So, wie die Dinge endeten«, wiederholte Meredith. Den Brief in der Hand, blieb sie ein paar Minuten in einer still gewordenen Welt sitzen. Eine Schmeißfliege, die gegen die Fensterscheibe stieß, holte sie in die Gegenwart zurück. Die Fliege lag auf dem Rücken und surrte völlig sinnlos mit den Flügeln. Meredith stand auf, schaufelte sie auf Eves Brief und beförderte sie aus dem Fenster. Ein Schwall warmer Spätnachmittagsluft wehte herein und brachte das Geräusch der Straßenbahnen mit, die einen Block entfernt vorüberklirrten. Plötzlich überkam sie eine überwältigende Sehnsucht nach England und nach einem Heim, das sie nicht auf dem Rücken mit sich trug wie eine Schnecke: die unbestimmte, verlockende Ahnung einer Welt mit Doppeldeckerbussen, Chintzbezügen, Sommerregen, der gegen Fensterscheiben prasselte, und getoasteten Teekuchen.

Warum sollte sie die Einladung nicht annehmen? Ihr stand noch jede Menge Urlaub zu, und sie brauchte eine Ruhepause. Es wäre schön, mit dabei zu sein, wenn Mikes Tochter heiratete. Mike hätte es auch gefallen. Allerdings – wie würde es möglich sein für sie, in der Kirche zu stehen und nicht an jenen anderen Gottesdienst zu denken, an die Fragen und Antworten? Wie sollte sie dann nicht an Mike denken? Denn sie tat es noch immer, öfter, als gut für sie war, und ganz gewiss auch öfter, als es Sinn hatte. Sie schob die Einladung in das Couvert zurück. Die Entscheidung konnte warten. Nicht sehr lange zwar, denn der Hochzeitstermin war nicht mehr allzu weit entfernt, aber gewiss noch eine Woche, bis sie ihre Antwort dem nächsten für England bestimmten Postsack anvertrauen konnte. Es war ein langer Tag gewesen heute, sie fühlte sich unbehaglich und staubig, und ihre eigene

Unentschlossenheit lastete zusammen mit einer Vielfalt anderer unbewältigter Gefühle auf ihr. Sie ging ins Bad und drehte die Hähne auf, um alles gründlich von sich abzuwaschen.



»Ich mag keine Hochzeiten«, sagte Alan Markby energisch. Er spähte zu einem Hängekorb hinauf. »Die Hitze schadet diesem Ding. Ich nehme es lieber weg.«

»Bisschen spät«, sagte sein Schwager Paul und wendete die Steaks auf dem Grill. »Ich fürchte, die Lobelie ist inzwischen gut geräuchert. Bleibt weg von hier, Kinder.«

Markbys Schwester Laura stand aus einem Liegestuhl auf, dehnte und streckte sich und dirigierte ihre Brut in eine Ecke, wo sie sich mit Coladosen niederließ und zudem, wie Markby resigniert feststellte, mit scheußlichen roten Eislutschern, die schneller zu tropfen begannen, als die kleinen Münder sie verspeisen konnten, und die Steinplatten seines Patios mit hässlichen scharlachroten Flecken sprenkelten. Er fragte sich, warum er sie eigentlich eingeladen hatte, damit sie ihm nun seinen Sonntagnachmittag verdarben. Schlechtes Gewissen, dachte er.

Laura, hinter einer riesengroßen Sonnenbrille versteckt, wandte ihr Gesicht der Sonne zu. Sie hatte einen hellen Teint, und ihr blondes Haar verwandelte sich, je weiter der englische Sommer fortschritt, in skandinavisches Weißblond. Sie war mittlerweile gut gebräunt und stellte lange, wohlgeformte Beine zur Schau. Markby dachte in einem Anflug von Humor: Ich habe noch nie jemanden gesehen, der weniger nach einer erfolgreichen Anwältin aus einer hochangesehenen, alteingesessenen Anwaltskanzlei ausgesehen hätte.

»Es ist so weit!«, verkündete Paul. »Steaks für uns, Hamburger für die Kinder, Würstchen für alle, die welche

haben wollen.«

Während sie aßen, kamen sie wieder auf die Hochzeitseinladung zu sprechen, die in Markbys Küche mit Reißzwecken an die Tür der Speisekammer geheftet war.

»Es ist doch schmeichelhaft, wenn man gebeten wird, den Brautführer zu machen«, bot Laura ihre ganze Überredungskunst auf. »Besonders wenn es sich bei der Brautmutter um die berühmte Eve Owens handelt.«

»Es ist nur schmeichelhaft, wenn man ein alter Freund der Familie ist. Ich kannte Robert Freeman eher flüchtig. Ich habe mit ihm Golf gespielt und einige Male ein Glas mit ihm getrunken. Aber er war gar nicht Saras Vater, nur Stiefvater Nummer zwei, und er ist vor anderthalb Jahren gestorben. Sara selbst habe ich zwei- oder vielleicht dreimal gesehen. Sie kleidet sich wie eine Außerirdische, hüpfert herum wie ein ungezogenes Hündchen und rettet Wale. Eve Owens bin ich auch nicht viel öfter begegnet, und ich bin wahrlich kein Fan ihrer Filme. Das letzte Mal, dass ich sie gesehen habe, war bei der Beerdigung des armen alten Bob Freeman. Sie sah in Schwarz einfach umwerfend aus und war von Fotografen umringt. Ich will nicht behaupten, sie habe nicht richtig getrauert, aber als sie eine einzelne rote Rose ins Grab warf, ging ein wahres Blitzlichtgewitter los. Die ganze Sache war einfach grotesk, und bei dieser Hochzeit wird es nicht anders sein. Paparazzi werden sich um die besten Plätze streiten, um die berühmte Brautmutter zu knipsen, und euer Ergebener wird im Zylinder dabeistehen und sich alle Mühe geben, so auszusehen, als wisse er, was er dort soll.« Markby blickte mit gequälter Miene von seinem Steak auf. »Lieber Gott, sie werden mich womöglich noch als ›Eve Owens neuesten ständigen Begleiter‹ titulieren.«

»Du hast aber auch ein Glück!«

»Gibst du mir ein bisschen Zeitungspapier, das ich den Kindern unterlegen kann, Alan?«, fragte Paul freundlich.

»Sie machen hier eine ziemliche Schweinerei in deinem Patio.«

»Um Himmels willen, das sieht ja tatsächlich so aus, als hätten sie ein Schwein geschlachtet. Der Dingsda hat seinen Hamburger fallen lassen - da bleibt bestimmt ein Fettfleck zurück.«

»Er heißt Matthew! Du solltest wirklich den Namen deines Neffen kennen, Alan.«

Man kam für eine Weile vom Thema ab, während die Kinder regelrecht in Zeitungspapier gewickelt wurden, freilich zu spät, um den Schaden noch zu verhindern.

»Du kannst dich nicht weigern, den Brautführer zu machen, Alan. Es wäre mehr als unhöflich.«

»Ich mag keine Hochzeiten, habe Hochzeiten noch nie gemocht. Mir hat schon meine eigene nicht gefallen, und das war ein böses Omen - wenn es je eins gegeben hat, dann dieses.«

»Du solltest wieder heiraten. Du bist jetzt zweiundvierzig. Du solltest eine Familie haben.«

»Nein, danke«, sagte Markby und betrachtete mürrisch das in seine Steinfliesen einsickernde Fett. »Was die Ehe angeht, hat mir einmal gereicht. Matthew, hör auf, die Fuchsienblüten platzen zu lassen, sei so lieb.«

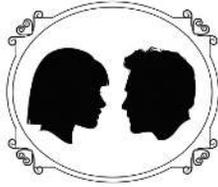
»Sie gehen dadurch auf.«

»Sie gehen von selbst auf, vielen Dank. Kann ich dieses Hochzeitsdingsbums wirklich nicht ablehnen? Warum hat sie nur mich darum gebeten? Sie rief mich an und behauptete, Robert hätte es gern gesehen. Absoluter Quatsch. Er hätte nicht einmal daran gedacht.«

»Wenn er noch lebte, hätte er nicht daran denken müssen. Er wäre selbst der Brautführer seiner Stieftochter gewesen.«

Markby kapitulierte. »Nun gut, ich tu's. Aber es ist ein Fehler, ich spür's in allen Knochen.«

»Mum, Vicky hat alle roten und lilafarbenen Blumen gepflückt ...«



## KAPITEL 2

Meredith hatte sich ihre Cousine nie als Landpomeranze vorgestellt. Es passte einfach nicht zu ihr, sich fern von ihren Freunden und Berufskollegen zu vergraben. Als Meredith vor der alten Pfarrei, Eves derzeitigem Zuhause, vorfuhr und den Motor abstellte, fragte sie sich, ob es wohl die Idee von Robert Freeman, Eves letztem Ehemann, gewesen war, dieses reizvolle, wenn auch schon ein bisschen heruntergekommene gelbe Backsteingebäude inmitten einer ländlichen Kulisse an der Grenze von Oxfordshire und Northamptonshire zu erstehen.

Das Dorf hieß Westerfield, das zumindest verkündete ein teilweise schon in den Boden eingesunkenes, hinter hohem Gras halb verborgenes Schild dem sich nähernden Reisenden. Es lag etwa sechs Meilen von dem Marktstädtchen Bamford entfernt, und um es auf der Generalstabskarte zu finden, musste man mit zusammengekniffenen Augen schon sehr genau die winzige Druckschrift studieren, ehe man den Namen entdeckte. Dicht daneben stand ein Symbol und die lakonische Anmerkung »Ausgrabungen«. Was es mit diesen Ausgrabungen auf sich hatte, wusste nur der liebe Gott; nirgends gab es, soweit sie bis jetzt gesehen hatte, handfeste Hinweise darauf, wo diese historischen Raritäten zu finden waren. Vermutlich handelte es sich lediglich um einige Buckel im Feld irgendeines Bauern, die auf

Befestigungen aus der Bronzezeit schließen ließen. In Westerfield war der Boden schon lange von menschlicher Hand bearbeitet worden.

Der Mensch der Bronzezeit hatte vermutlich seinen Schamanen oder Druidenpriester gehabt, aber im 18. Jahrhundert hatte in Westerfield ein christlicher Pastor über die Seelen gewacht, seinen Zehnten kassiert und die Autorität verkörpert. Und hier hatte der Geistliche gewohnt. Eves Haus stand am Ende eines von Bäumen beschatteten Kieswegs. Gegenüber erhob sich, inmitten eines vernachlässigten Friedhofs gelegen, die Kirche, zu der es einst gehört hatte. Sie war halb verborgen von den Bäumen, und Meredith konnte nur erkennen, dass sie aus der Spätgotik stammte und verlassen und zugesperrt zu sein schien. Das Pfarrhaus, soweit sie es hinter einer hohen Backsteinmauer und einem geschlossenen schmiedeeisernen Tor zu sehen bekam, war gregorianisch mit einigen spätviktorianischen Beifügungen. Einige unansehnliche Rohre, die außen an der Fassade emporkletterten, legten Zeugnis von den Bemühungen vermutlich aus der Zeit Edward VII. ab, das Haus zu modernisieren. Eine Fernsehantenne auf dem Dachfirst zeigte, welche Prioritäten eine spätere Generation setzte.

Meredith stieg aus dem Wagen und fröstelte in der feuchten Kühle. Sie rieb sich die bloßen Unterarme, während sie zu den Fenstern im ersten Stock hinaufschaute. Hinter ihr säuselte der Wind elegisch in den Friedhofs-bäumen, und ohne Vorwarnung flog aus den nahen Ästen etwas Großes auf und machte sich flügel-schlagend davon. Meredith zuckte erschrocken zusammen, aber es war nur eine Ringeltaube, die auf der Fernsehantenne landete und sie angurrte. Meredith schnitt eine Grimasse und rüttelte an den Stäben des Einfahrtstores. Es war abgeschlossen, und jetzt sah sie, dass an einem Torpfosten eine durchlöcher-te Metallscheibe sowie ein Knopf angebracht waren.

Und da war noch etwas anderes. An einem der Gitterstäbe hing eine braune Papiertüte an einem pinkfarbenen Satinband, das zu einer Schleife gebunden war, daran geheftet war eine kleine Karte von der Art, wie Blumenhändler sie den Blumensträußen beigeben, die sie auf Bestellung ausliefern. Merkwürdig und geradezu abstoßend war, dass die Karte einen schwarzen Rand hatte wie die Beileidskarten, die man an Kränzen oder letzten Blumengrüßen am Grab findet.

Meredith trat näher heran und musterte die Karte genauer. In Druckbuchstaben stand da: »Willkommen zu Hause, Sara«. Keine Unterschrift. Meredith runzelte die Stirn. Zweifellos hatte der Absender des anonymen Grußes beste Absichten gehabt, es war allerdings ein dummer Missgriff, eine schwarz umrandete Karte zu nehmen. Erst jetzt merkte sie, dass der Boden der Tüte nass war. Was immer es ist, es tropft, dachte sie, streckte die Hand aus und berührte das durchweichte Papier.

Als sie die Finger zurückzog, waren sie klebrig und voll roter Flecken. Sie hielt vor Schreck die Luft an, zerrte an der Satinschleife und riss sie auf. Die Papiertüte fiel zu Boden und zerplatzte. Zum Vorschein kam eine scheußliche blutige Masse. Meredith ging in die Hocke und zog das Papier vorsichtig auseinander. Es war das Herz eines Ochsen.

»Was für ein absolut widerlicher Streich«, sagte sie leise und war froh, dass sie diese ekelhafte Gabe entdeckt hatte, bevor jemand anderes sie finden konnte. Sie hob Tüte, Ochsenherz, Band und Karte auf und trug es, alles auf Armeslänge von sich fernhaltend, zur anderen Seite des Weges, wo ein dicht mit Brennesseln bewachsener Graben verlief. Sie ließ das ganze Zeug mitten in die Nesseln fallen, so dass es nicht mehr zu sehen war. Vielleicht fand ein Hund oder ein nächtlich umherstreifendes Raubtier das Fleisch und würde es bis zum Morgen beseitigen. Meredith wischte sich sorgfältig die Finger ab und gab sich einen

Ruck, um das ekelhafte Bild loszuwerden. In diesem Augenblick hörte sie hinter sich auf dem Kies ein leises Knirschen und wirbelte herum.

Vier oder fünf Meter hinter ihr stand ein Mann, der sie beobachtete. In der Stille dieses ländlichen Weges einer Gestalt wie der seinen zu begegnen, hatte sie nun wirklich nicht erwartet. Er war mittelgroß, schlank und blass, und er konnte ebenso dreißig wie fünfzig sein, doch vermutlich lag sein Alter irgendwo dazwischen. Er trug einen dunklen Anzug und sah beinahe übertrieben sauber und ordentlich aus, so dass sie ihn eine verrückte Sekunde lang für einen Beerigungsunternehmer hielt, der den Friedhof im Hinblick auf eine spätere berufliche Visite inspizieren kam.

»Ziemlich scheußlich«, sagte er. Sein Tonfall klang amerikanisch, sein Akzent war jedoch sehr gepflegt, er artikulierte die Worte deutlich und auf eine leicht altmodische, gekünstelte Art. Er schien nicht schockiert; was er sagte, klang nur missbilligend.

Meredith erwiderte hitzig: »Ja - haben Sie etwa gewusst, dass das da hing?«

Er verzog die Mundwinkel nach oben, doch die hellgrauen Augen blieben wachsam. »Ich hatte es gerade gesehen, als ich hier lang kam, aber Sie waren schneller.« Er ging auf sie zu und streckte die Hand aus. »Sie dürften die Konsulin sein. Mein Name ist Elliott - Albie Elliott. Ich bin ein Freund von Evie. Ich wohne auch dort.« Bei den letzten Worten wies er mit einer ruckartigen Kopfbewegung auf das Pfarrhaus.

Etwas zögerlich umschloss Meredith die weichen weißen Finger mit ihrer Hand. Automatisch nannte sie ihren Namen, obwohl ihr Gegenüber ihn offensichtlich schon kannte. »War es noch nicht da, als Sie fortgingen?«

Elliott blinzelte. »Dann hätte ich es doch bemerkt, nicht wahr? Aber ich bin schon frühmorgens aus dem Haus gegangen. War in der kleinen Stadt hier in der Nähe - Bamford heißt sie. Ein Pferdeort. Ich bin mit dem Bus

reingefahren. Es war ganz interessant, aber noch mal würde ich es nicht tun. Als ich ging, hing nichts am Tor, doch das war, wie ich schon sagte, um neun Uhr morgens.«

Meredith schossen mehrere Fragen durch den Kopf, aber sie stellte nur eine: »Sind Sie zur Hochzeit gekommen?«

»O ja - die Hochzeit.« Elliott rieb die weichen Handflächen gegeneinander. »Evie möchte, dass ich noch bleibe. Von ihrer Familie kommen ja nicht allzu viele Leute. Aber ich weiß nicht, ob ich mich hier noch so lange aufhalten kann. Zu Hause wartet Arbeit auf mich.« Am Finger trug er einen großen, ungewöhnlich hässlichen dunkelroten Stein in einer plumpen Fassung. »Ich bin nämlich beruflich hier«, fügte er hinzu.

»Film oder Fernsehen?«, fragte sie prompt. Eine andere Möglichkeit kam nicht in Frage, es sei denn, Eve hatte beschlossen, ihre Memoiren zu schreiben. Doch Mr. Elliott war schwer zu durchschauen, obwohl klar war, dass er zumindest in einer Beziehung unter falscher Flagge segelte. Hinter dem »Preppy«-Akzent, der an den Elite-Universitäten im Osten der USA gepflegt wurde, dem erstklassigen Haarschnitt und dem dunklen »Ivy League«-Anzug einer Privatschule, ganz zu schweigen von dem monströsen Ring einer Studentenverbindung, lag unverfälschte Bronx. Dessen war sich Meredith ganz sicher. Es war an ihm alles einen Tick zu bewusst auf den WASP getrimmt, den zur privilegierten Schicht gehörenden »White Anglo-Saxon Protestant«.

Elliott zog wieder die Mundwinkel nach oben. »Ich bin Produzent und Regisseur von ›Das Erbe‹.« Er hielt inne, merkte, dass sie ihn verständnislos ansah, und fügte mit einem leicht verdrießlichen Unterton, der seine Stimme noch näselnder klingen ließ, hinzu: »Das ist eine zur Zeit laufende Saga dreier Generationen einer Bankerfamilie aus New Jersey.«

»Oh, eine Seifenoper«, sagte Meredith, der endlich ein Licht aufgegangen war.

»Das ist richtig. Bin überrascht, dass Sie noch nie von ihr gehört haben. Aber sagen Sie doch, Sie waren in ...« Er machte eine Pause.

»In Ungarn. ›Das‹, hm, ›Erbe‹ ist wohl noch nicht bis dahin vorgedrungen, fürchte ich.«

»Das kommt schon noch.«

»Ich glaube nicht, dass die Leute dort wüssten, was sie damit anfangen sollten.« Das klang ziemlich grob, und es tat ihr schon leid, doch Elliott schien nicht gekränkt zu sein.

»Es hat für alle etwas. Es ist mein Baby. Meine Idee. Ich habe sie entwickelt. Und ich Sorge dafür, dass wir uns an den ursprünglichen Entwurf halten. Doch im Moment braucht es ein bisschen mehr ...« Sein Blick schweifte wieder zum Pfarrhaus hinüber.

»Sie wollen, dass Eve eine Rolle übernimmt?«, fragte Meredith überrascht.

»Ja, Ma'am. Wir haben Action, Dramatik, Pathos, Leidenschaft, und wir fürchten uns nicht davor, umstritten zu sein, obwohl wir niemanden wirklich verärgern wollen, Sie verstehen?« Elliott unterbrach sich und runzelte die Stirn, als sei er mit diesem weitgespannten Szenarium nicht ganz zufrieden. »Aber wir brauchen einen Hauch von Klasse«, sagte er widerstrebend, und mit neu erwachtem Optimismus setzte er hinzu: »Dafür kann Evie sorgen.« Er wandte ihr die ausdruckslosen grauen Augen zu. »Wollen wir ins Haus gehen?«

»Nein, warten Sie noch einen Moment.« Meredith streckte die Hand aus, um ihn zurückzuhalten. »Was unternehmen wir wegen dieser - dieser Sache?« Sie zeigte auf die Brennesseln, die den widerwärtigen Fund verbargen.

»Müssen wir etwas tun?«

Verblüfft sah Meredith ihn an. »Aber ja«, sagte sie, als sie die Stimme endlich wiederfand.

Erneut drückte sein Gesicht Missbilligung aus. »Was haben Sie vor, Lady? Wollen Sie es hier rausholen und triumphierend ins Haus tragen?«

»Seien Sie nicht albern«, entgegnete sie verärgert. »Natürlich nicht.«

»Fein. Also lassen Sie es hier. Ich werde mich darum kümmern, in Ordnung?«

In seiner Stimme war eine Schärfe, die vorher nicht dagewesen war. Unwillkürlich musterte Meredith ihn ein zweites Mal. Die hellgrauen Augen ähnelten bei weitem nicht mehr den starren Augen eines Fisches. Sie hatten nun einen harten Glanz, der jedoch erlosch, während sie ihn ansah. Elliott lächelte besänftigend. »Sie brauchen sich jetzt nicht den Kopf darüber zu zerbrechen. Sie sind doch eben erst angekommen. Warum gehen Sie nicht hinein und sagen erst mal hallo? Evie wartet auf Sie. Warum das Wiedersehen verderben? Seit gestern redet Evie nur noch davon, dass Sie kommen. Ich sage Ihnen, ich war schon richtig neugierig darauf, Sie kennenzulernen.«

Meredith unterdrückte das Verlangen, schnippisch zu fragen: »Und was denken Sie jetzt, nachdem Sie mich kennengelernt haben?« Stattdessen gab sie sich förmlich: »Nun gut. Aber wir sprechen später darüber.«

»Selbstverständlich«, sagte Elliott sanft und vermittelte ihr den unangenehmen Eindruck, dass er so geschickt mit ihr verfahren war wie mit einer seiner launenhaften Aktrizen auf den Sets. Mit leichten, energischen Schritten ging er zum Tor und drückte auf den Klingelknopf. Eine körperlose, krächzende Stimme, undeutlich als die von Eve zu erkennen, fragte, wer da sei.

»Albie, mein Schatz«, sagte Elliott. »Und deine Cousine bringe ich dir auch gleich mit.«

Ein elektronisches Schnarren, das plötzlich ertönte, ließ Meredith beinahe aus der Haut fahren. Das Tor ging auf.

Vor sich sah Meredith jetzt an der Hauswand den auffälligen, blau lackierten Kasten einer Alarmanlage. Mit dem Sicherheitstor, der hohen Mauer und der Alarmanlage hatte sich Eve ziemlich gut geschützt und abgeschirmt. Offenbar durfte man heutzutage auf dem Land keine Risiken eingehen. Besonders dann nicht, wenn es in der Umgebung Leute gab, die einem so widerliche Streiche spielten.

Wie ein Echo auf ihre Gedanken kam Elliotts gemurmelte Ermahnung: »Wir erwähnen das kleine Päckchen da draußen nicht, in Ordnung? Es hat keinen Sinn, Evie aufzuregen.«

Meredith nickte zustimmend, wenn es sie auch einige Überwindung kostete. In ihrer Kindheit war es auf dem Land üblich gewesen, dass die Menschen ihre Türen den ganzen Tag offen ließen, sogar dann, wenn sie in den Dorfläden zum Einkaufen gingen. Beides war verschwunden, sowohl das Vertrauen als auch die Dorfläden. Und dazu hatten die Grundstückspreise angezogen. Was mag wohl heute ein Haus wie dieses kosten, fragte sie sich, als sie die Stufen zum Portal hinaufstieg. Mit einer Aufteilung, wie sie typisch für die damalige Zeit war: bestimmt fünf oder sechs Schlafzimmer, ein paar Mädchenzimmer in der Mansarde, wahrscheinlich zwei Badezimmer und vielleicht eine separate Toilette im Flur des Erdgeschosses, mehrere schöne Empfangsräume und eine riesige Küche (mit Steinfliesen, nahm sie an, und jetzt zweifellos mit Geschirrspülmaschine und anderen modernen Gerätschaften bestens ausgestattet), dazu ein weiter Komplex von Nebengebäuden und ein großer, von einer Mauer umfriedeter Garten ... Wenn ich mich einmal aus dem Berufsleben zurückziehe, dachte sie, werde ich schon froh sein müssen, wenn ich mir ein Einzimmerapartment leisten kann. Gerade als ihr dieser Gedanke durch den Kopf ging, wurde die Haustür aufgerissen.

»Liebling!«, rief Eve und streckte beide Hände aus.  
»Wie wunderbar! Endlich bist du da!« Meredith wurde mit einer herzlichen Umarmung in Empfang genommen, und der schwache Duft eines sehr teuren Parfums hüllte sie ein.  
»Komm nur rein!«

»Mein Wagen steht noch draußen.«

»Ach, fahr ihn später rein. Diese Straße benutzt sowieso niemand. Hier ist es sehr ruhig. Halt, ich weiß, gib Albie den Schlüssel. Er holt das Auto.«

Elliott schnitt eine Grimasse und streckte die Hand aus. Ein wenig verlegen reichte Meredith ihm den Schlüssel.  
»Das ist nett von Ihnen.«

»Warum auch nicht?«, erwiderte er rätselhaft.

Meredith wurde eilig durch die Halle in einen Salon geführt. Dann nahm Eve sie bei den Schultern. »So«, sagte sie vergnügt. »Und jetzt lass dich ansehen.«

Der Salon war elegant möbliert. Nur wenig erinnerte an die Zeit seiner ursprünglichen klerikalen Nutzung. Jetzt waren die Wände pfirsichfarben gestrichen, vor den Fenstern hingen Tüllgardinen im Stil alter Wiener Kaffeehäuser, das einzige Bild war ein ziemlich mittelmäßiges Porträt von Eve, und nirgends war ein Buch zu sehen. Stattdessen lagen Hochglanzzeitschriften auf dem Couchtisch. Sogar der brüskierte Geist des Pfarrers war geflüchtet.

»Ich freu mich so, dich zu sehen, Merry«, sagte Eve. Ihre Stimme, eben noch laut vor Begeisterung, wurde plötzlich fast unhörbar. »Verdammt, jetzt fange ich auch noch an zu heulen.«

»Aber nicht doch!«, rief Meredith. »Sei nicht albern, Eve. Ich bin nicht hier, um dir einen Oscar zu überreichen.«

»Ach, ich brauch dich einfach«, sagte Eve leidenschaftlich. »Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Diese Hochzeit – und alles andere. Du hast immer so viel Kraft gehabt, Merry, und mir Halt gegeben.«

»Also bitte, Eve, jetzt übertreibst du aber.«

Sie hörten, wie vor der Haustür ein Wagen abgestellt wurde. Etwas weiter entfernt fiel klirrend das Tor zu. Merediths Schlüssel in der Hand, tauchte Elliott wieder auf.

»Ihren Koffer habe ich in die Halle gestellt. Soll ich noch etwas für dich tun, Evie?«

»Gott segne dich, Liebling. Komm rein, damit ich dich mit meiner Cousine Meredith richtig bekannt machen kann.« Sie wandte sich wieder Meredith zu. »Du siehst so gut aus«, sagte sie mit Nachdruck. »Hab ich nicht recht, Elliott?«

Elliott stand mit gefalteten Händen ein bisschen abseits und ließ sich zu einer spontanen Antwort hinreißen. »Woher, zum Teufel, soll ich das wissen, mein Schatz? Ich habe sie erst vor zehn Minuten kennengelernt. Klar, sie sieht großartig aus.«

»Und du phantastisch, Eve«, sagte Meredith aufrichtig.

Eve strahlte aus jeder Pore gepflegten Charme aus. Ihr schönes Gesicht schien nur wenig verändert, seit Meredith sie vor etwa sechs Jahren zum letzten Mal gesehen hatte. Elliott nickte. Sein Blick, der auf Eve ruhte, hatte jetzt etwas Besitzergreifendes, er betrachtete sie wie ein stolzer Vater.

»Du musst nach einer Tasse Tee lechzen«, sagte Eve, plötzlich die praktische Gastgeberin. »Diese lange Fahrt. Lucia – sie kocht noch immer für mich – ist beim Zahnarzt. Ich hoffe nur, dass es ihr bis heute Abend wieder gutgeht. Jonathan kommt mit Sara aus London, und ich habe eine kleine Dinnerparty arrangiert. Sara kann's gar nicht erwarten, dich wiederzusehen, und ich möchte, dass sie ein paar Tage bleibt, damit wir die letzten Hochzeitsvorbereitungen besprechen können. Es gibt so viel zu tun – du hast ja keine Ahnung. Ich hole den Tee, setz du dich nur hin und entspann dich.«

»Für mich keinen Tee«, sagte Elliott hastig. »Ich muss noch arbeiten. Außerdem werdet ihr Mädchen euch eine

Menge zu erzählen haben. Wir sehen uns dann später.« Mit seinem leichten, elastischen Gang verließ er das Zimmer.

»Wer ist das?«, fragte Meredith leise mit belegter Stimme. »Er sagt, du sollst seiner entsetzlichen Seifenoper ein bisschen Klasse geben.«

»Das erzähl ich dir später ...« Eve warf einen verstohlenen Blick zur Tür. »Albie ist ein Schatz. Ich kenne ihn seit Jahren. Und ich würde wahnsinnig gern wieder mit ihm arbeiten. Nein, du brauchst mir nicht zu helfen, Merry, das schaffe ich schon allein.« Mit klappernden Absätzen ging sie über den Parkettfußboden zur Tür, um den Tee aus der Küche zu holen.

Allein gelassen, wanderte Meredith zum anderen Ende des Zimmers und sah sich das Porträt an. Das Datum in einer Ecke, direkt unter der Signatur des Malers und über einem kleinen Fehler im Rahmen – ein Splitter war aus dem Holz herausgebrochen –, sagte ihr, dass es zu der Zeit gemalt worden war, als Eve zum drittenmal geheiratet hatte. Ein Hochzeitsgeschenk für oder von der Braut? Der Name des Künstlers war Meredith nicht bekannt und schwer zu entziffern, der Pinselstrich plump, die Ausführung schludrig, aber der Mann hatte einen Blick für Farben, und er hatte etwas von Eve eingefangen. Während sie das Bild betrachtete, merkte sie, dass Eve sich doch verändert hatte, wenig nur, aber dennoch unübersehbar. Das dunkel lohfarbene Haar sah noch genauso aus wie auf dem Bild. Die schönen veilchenblauen Augen blickten noch so selbstsicher wie damals, doch in der Realität begann die Haut darunter ein ganz klein wenig schlaff zu werden. Die Kinnlinie auf diesem Bild war fester. Entweder wollte der Künstler ihr schmeicheln, oder Haut und Muskeln hatten im Laufe des letzten Jahres ein wenig von ihrer Straffheit verloren. Das Netz feiner und feinsten Fältchen, das Eves Haut von ihrem dreißigsten Lebensjahr an durchzog, hatte der Künstler völlig ignoriert – es war eine Hinterlassenschaft greller und heißer Scheinwerferlampen,